Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO.—VAL. J. PETER, President.
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Dienstag, den 27. November 1917.

Die „Weiße Kohle" als Kraftquelle.

Die alten Griechen, die sich für jeden Vorgang ein poetisches Bild schufen, sprachen von der hüpfenden Nymphe, die das Korn mahlt, und bezeichneten damit die über das Rad geleitete Welle, vermittelst welcher der Mühlstein angetrieben wurde; die freundliche Nymphe arbeitete, damit die auf das Mehl wartende Frau rasten konnte. Der Mann, der zuerst die elementare Kraft des herabfließenden Wassers in den Dienst der Menschen spannte, wurde von den Griechen als ein Wohltäter der Menschheit gepriesen. Jahrtausende hindurch war es in der Hauptsache nur diese Wasserkraft, die der Mensch einzufangen und als Triebkraft zu verwenden verstand.

Mit der Erfindung der Dampfmaschine erfuhr die leichtfüßige Nymphe eine starke Zurücksetzung. Nicht mehr der aus grünen Wäldern und Auen daherbrausende Bach, sondern die aus dem Bauch der Erde heraufgeschaffte Kohle wurde die große Kraftquelle. Aber allmählich hat sich wieder die Idee in den Vordergrund gedrängt, daß die „weiße Kohle" der Wasserläufe eine größere Ausnutzung als je zuvor verdiene und durch größere Billigkeit geradezu herausfordere.

Unser Land hat noch gewaltige Mengen nicht ausgenutzter Wasserkräfte, die nur darauf warten, geschickt eingefangen und angespannt zu werden. Auf 50 Millionen Pferdekräfte wird diese heute verloren gehende Kraftmenge geschätzt. Vielleicht hätten wir es in der Ausnutzung der Wasserkräfte schon weiter gebracht, wenn nicht Privatinteressen im Spiele wären, die diese elementaren Kraftquellen zu neuen Quellen privaten Reichtums machen wollen. Dagegen haben aber seit einem Jahrzehnt die Freunde der Erhaltung der öffentlichen Reichtums- und Kraftquellen tüchtigen Widerstand geleistet. Herr Gifford Pinchot, einer der Leiter dieser Bewegung, die die Ausnutzung der Wasserkräfte dem allgemeinen Volksinteresse zugute kommen lassen will, wendet sich eben wieder gegen den Gedanken, den privatkapitalistischen Interessen die Wasserkräfte für immer zur Ausbeutung auszuliefern. Er verlangt, daß die Ausnutzung unter Bedingungen vor sich gehe, welche der Nation Vorteile bringen und das Land in Stand setzen, später alle diese Kraftquellen in eigenen Betrieb zu nehmen.

Rücksichtslos, gewissenlos—unpatriotisch!

Die große Prohibitionskampagne, deren Endziel es ist, Chicago durch die nächste Frühjahrswahl „trocken zu legen," nahm gestern Abend in Form einer Massenversammlung im Medinah Temple ihren „offiziellen Anfang". Wm. Jennings Bryan, der größte Prohibitionsapostel der Neuzeit, sprach und er sprach, äußerst zuversichtlich, prophezeite eine überwältigende Mehrheit für den Prohibitionsgedanken, wenn die Frage „naß oder trocken?" in der April-Wahl der Bürgerschaft vorgelegt wird.

Die von Herrn Bryan bekundete Zuversicht mag von seinem starken Wunsche eingegeben sein. „Was man wünscht, das glaubt man gern." Die Möglichkeit, daß die Prohibitionsfrage in der Aprilwahl auf das Ballot kommt, ist aber da, und wenn die Frage zur Abstimmung kommt, dann ist es auch sehr gut möglich, daß Herrn Bryans Prophezeiung in Erfüllung geht. Beide Möglichkeiten werden zu Wahrscheinlichkeiten, ja Gewißheiten werden, wenn die Gegner der Prohibition, bezw. die Gegner des Planes, die Prohibitionsfrage zum Hauptissue der Aprilwahl nächsten Jahres zu machen, die Hände in den Schoß legen und sagen, wie Gott will, so halt still. Es wird unwahrscheinlich und letzten Endes unmöglich werden, die prohibitionistischen Pläne zu verwirklichen und ihren Hoffnungen Erfüllung zu sichern, wenn die Gegner beherzt den Kampf annehmen und entschlossen, opferwillig und klug führen. Denn die Kriegslage und die Schwere der Zeit, die den Prohibitionisten günstig scheinen für ihre Sache und die sie kräftigst und rücksichtslos—um nicht zu sagen, gewissenlos—für sich auszubeuten gedenken, sollten alles verbieten, was darauf abzielt, in das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben der Stadt eine neue große Veränderung und Störung zu bringen; die Finanzwirtschaft zu erschweren, das Geschäft auf der einen Seite zu verringern und auf der anderen zu belasten, und neuen Zank und Streit zu verursachen.

Der Krieg hat die Stadt und die Bürgerschaft schon schwer genug getroffen. Es fällt dem Geschäft und dem Einzelnen bei dem besten Willen schwer genug, sich den durch den Krieg bedingten Verhältnissen anzupassen und die Opfer zu bringen, die von ihnen verlangt werden müssen. Das beste Interesse von Stadt und Land fordert, daß jede weitere Aenderung und Störung wenn irgend möglich vermieden werde. Gefährlich und in hohem Grade schädlich muß in dieser Zeit sein für Stadt und Land jede Wahlkampagne, die die Bürgerschaft schwer beunruhigt und Veränderungen anstrebt, die viele Tausende um Besitz und Arbeitsgelegenheit bringen würden, und von anderen ungezählten Tausenden als ein Eingriff in ihre persönlichen Rechte und als die Frucht kurzsichtigen Fanatismus, bezw. gewissenloser Heuchelei, und die Quelle von Gesetzesmißachtung und -Uebertretung angesehen wird.

Die Prohibitionisten zeigten sich in hohem Grade rücksichtslos gegenüber der Stadt und dem Lande, indem sie die Prohibitionskampagne für die Frühjahrswahl beschlossen. Sie zeigten sich unpatriotisch. Denn sie arbeiten den Interessen des Landes entgegen, machen es, wenn ihr Streben Erfolg hat, der Stadt durch schwere Störung ihres Wirtschaftslebens unmöglich in bisheriger Weise den Anforderungen, die das Land an sie stellt, zu entsprechen, während doch alles und alle darauf hinarbeiten sollten, die Leistungs- und Opferfähigkeit von Stadt und Land zu erhöhen. Die Prohibitionisten säen Zwietracht im Volke, Unzufriedenheit und Erbitterung—denn erbittert wird, wer seine wirtschaftliche Existenz bedroht, bezw. vernichtet sieht—während des Staates und der Stadt Interesse und jeden guten Bürgers Pflicht fordern, daß möglichst jede Unzufriedenheit, jedes Uebelwollen und jeder Zwist in der Bürgerschaft beschwichtigt und beigelegt und jede Störung vermieden werde.

Die Prohibitionisten zeigen sich rücksichtslos gegenüber den besten Interessen von Stadt und Land. Sie zeigen sich unpatriotisch, indem sie in dieser Zeit die Prohibitionsfrage aufwerfen und zum „Issue" eines großen Wahlkampfes machen. Sie schädigen, indem sie das tun, Stadt und Land. Das muß den Bürgern klar gemacht werden. Zeigt man der Bürgerschaft, wie die Lage ist, dann wird entweder die Prohibitionsfrage gar nicht auf das „Ballot" kommen oder die Prohibition wird im April mit überwältigender Mehrheit niedergestimmt und nicht „angenommen" werden, wie Herr William Jennings Bryan wünscht und deshalb prophezeit. — (Chicago Abendpost.)

Versicherung und Selbstmorde.

Einer Mitteilung der Bundesregierung zufolge hat die „Metropolitan Life Insurance Company" sogeben eine Darlegung über die Selbstmorde unter ihren Versicherten ausgegeben, die erkennen läßt, daß trotz [illegible] Zeiten in denen wir le[illegible] Menschen freiwillig das [illegible] als früher. Von [illegible] Männern, die in [illegible] der Gesellschaften stan[illegible] sind in 1916 nur 620 freiwillig [illegible] den Tod gegangen, also 15.3 per 100,000. Im vorhergehenden Jahre war die Rate aber 19.6 per 100,000. Von diesen Versicherten gebrauchten 31 Prozent Feuerwaffen, um sich aus der Welt zu schaffen. Unter den 5,000,000 weiblichen Policen-Inhabern waren 1916 nur 308 Selbstmorde zu verzeichnen, oder 6.3 per 100,000 Versicherte. Im Jahr vorher war die Rate 7.5 per 100,000. Gift als Selbstmordmittel steht bei Frauen in hoher Gunst, denn weit mehr als ein Drittel bediente sich dieser Methode.

Die Selbstmordrate bei Negern ist sehr niedrig. Sie war bei Männern im Jahre 1916 nur etwa die Hälfte der, welche auf die weiße Rasse entfiel, nämlich 7.5 per 100,000. Noch viel geringer war die Zahl der Negerfrauen, welche die Bürde des Daseins abschüttelten, denn sie stellt sich nur auf 3.4 per 100,000, oder 22 von 650,000 versicherten Negerinnen.

Zyniker werden aus den obigen Zahlen den Schluß ziehen, daß Männer es nicht so schön auf dieser Welt haben wie Frauen, und daß sie mithin eher zu dem Entschluß kamen, die Bürde des Daseins von sich zu werfen. Andere aber mögen sagen, daß bei den Widernissen des Lebens die Männer eher mutlos werden als das sogenannte „schwächere Geschlecht", das sich in manchen Dingen dem „Herrn der Schöpfung" weit überlegen zeigt.

Which Is The Right Policy?

In discussing the policy of the Federal government to place the conduct of the war upon a scientific business basis the Illinois Staatszeitung in its issue of Nov. 22nd says editorially as follows:

"More and more do business principles enter into the conduct of war. Policy underlies business. That brings us to the point at issue.

Which is the right policy?

The administration has adopted a certain business policy connected with the conduct of the war. It is that war profits must be reduced or limited and prices will be fixed so as to reduce profiteering to a minimum. Hundreds of articles have already felt the effect of that policy. Profits are considerably less than they were a year ago. The United States purchases what it needs at lower prices than the Allies paid last year and the United States insists that the prices paid by our government must also be quoted to the Allies for their wants. War cannot be waged without huge sums of money. The United States is now taxing heavily all excess war profits. This policy produces a huge revenue. It places the biggest part of the burden of paying for the war upon the very persons and corporations that make the largest profits out of the war. The question that is now agitating the minds of many publishers is: — Will the profits under reduced prices be sufficient to yield, by taxation, sufficient revenue for war purposes, without resorting to taxation of the masses? When the prices at which merchandise is sold, are fixed by the government, the profits are necessarily limited and hence the taxes will be lower, is the price fixing policy the correct one to follow further?

The opponents to that policy denounce it. It is argued that competition only should fix the prices. The government should not do so. If the prices go sky high, then labor will demand more wages, will get them, will spend more even if the prices on all commodities purchased by labor are also higher. Those articles, too, being sold at higher prices will produce higher wages and other expenses whereever they are produced or handled. Thus it would be an endless chain, without hardship to any one and with this decided advantage. If the corporations make more money, then the tax to be paid by them will be larger. The tax rate could be heavily increased, even to the maximum rate under which ALL war profits would be taken by the government. Thus the amount of money taken in by the government thru taxation, would be much larger than under the present policy of price fixing.

Moreover price fixing curbs enthusiasm to enter business or start new ventures. Absence of it would reveal enormous profits and these would lure capital into expanding old and starting new enterprises. This would bring on larger production. And it is production that we now need.

But the latter plan would bring on over expansion and a high level—a decidedly unnatural and dangerous condition. We must look to the future, when peace is an accomplished fact. We should then be compelled to drop from our high level to a normal plane. Labor's high wages would have to come down and all prices of commodities would tumble rapidly. That might bring on a panic. It would surely result in financial disturbances. The present plan of fixing prices seems to take better care of future possibilities. Moreover the people are the present gainers. If the price fixing plan does not produce enough revenue, then the people are better off to pay more war taxes, at this time, at low prices, than to pay less taxes now and to submit after the war to a sudden readjustment of present conditions with lower prices, lower wages and less profits. It would seem that the administration's present plan of price fixing is the better one."

Among the trials that the people of this country have been called upon to endure in recent months, none has been greater than that faced by those of German origin. With an abiding love for the Fatherland, and conscious of their duty to the land of their adoption, their situation has been most difficult. It must be said that with few exceptions they have acted with great discretion, and by their very restraint have indicated their loyalty to their adopted land.

(The above is a clipping from the Farm Journal published in Philadelphia, Pa.)

Bevölkerungsstatistik der Kriegsländer.

Es ist gerade jetzt von ungewöhnlichem Interesse, zu wissen, in welchem Grade sich die Bevölkerung in den Ländern, die jetzt im Kriege stehen, vermehrt, weil dies gewisse bedeutsame Schlüsse auf die Ausdauer der Mächte, soweit Menschenmaterial in Frage kommt, zuläßt. Da die europäischen Länder, soweit sie im Kriege sind, durchwegs großer Verluste an Menschen zu verzeichnen haben, so ergeben die letzten Volkszählungen vor dem Kriege als Basis für diese Statistik genommen, wohl die einzigen einwandfreien Resultate.

Von den europäischen Großmächten haben Deutschland und Rußland den stärksten Nachwuchs, der 1.37% beträgt; absolut ist die Zunahme in Rußland natürlich viel größer als in Deutschland, nämlich anderthalb Millionen in Rußland gegen 850,000 in Deutschland. Dann kommen Oesterreich-Ungarn mit 1.13% und England und Schottland mit 1.03%. Faßt man aber Großbritannien und Irland zusammen, so beträgt die Zunahme nur 0.87%, da Irlands Bevölkerung sich infolge der dortigen starken Auswanderung nur um 0.62% vermehrt. Am geringsten ist die Bevölkerungszunahme in Frankreich. Dort hat nach dem Ergebnisse der letzten Volkszählung die Bevölkerung jährlich nur um 0.18% zugenommen. Frankreich war zur Zeit des deutsch-französischen Krieges ebenso dicht bevölkert wie Deutschland, heute aber kommen auf den Quadratkilometer in Deutschland 120 Einwohner, in Frankreich aber noch nicht ganz 74.

Die Bevölkerungszunahme der wichtigsten Staaten Amerikas ist prozentual wesentlich größer als die der europäischen Länder, allerdings nicht so sehr infolge der sogenannten natürlichen Bevölkerungsvermehrung durch den Ueberfluß der Geburten über die Sterbefälle als vielmehr durch die Einwanderung. Bedenkt man, daß die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich in den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges durch Einwanderung um etwa eine Million jährlich vermehrte, so ist die gesamte Bevölkerungszunahme um 1.90% nicht eben hoch zu nennen. Zieht man die Einwanderung ab, so ist die Bevölkerungsvermehrung in den Vereinigten Staaten wesentlich geringer als in Rußland oder Deutschland. Kanada hat vor dem Kriege in seiner Bevölkerung jährlich um mehr als 170,000 Einwohner, d. h. um 2¾% zugenommen. Sehr viel geringer ist die jährliche Bevölkerungszunahme Mexikos mit 1.6%, und sie wird sich infolge der seit sechs Jahren herrschenden Unruhen noch wesentlich verringert haben.

Die größte Kolonie Großbritanniens in Asien, nämlich Britisch-Indien, hatte in den letzten Jahren nie mehr als 0.68% Bevölkerungszunahme zu verzeichnen, Japan aber nimmt seit acht Jahren jährlich durchschnittlich um 1.28% zu, also nicht viel weniger als Deutschland oder Rußland.

Nebraska Patente.

Das Patentamt in Washington, D. C., hat im Laufe der letzten Woche nachstehenden Bewohner von Nebraska Patentrechte verliehen: Dr. Michael Ford, Omaha, Hospitalbett. Jas. Anderson, Omaha, Direktionssignal für Motorfahrzeuge. Myles Standish, Omaha, Zündkappe. L. L. Goodrich, Omaha, Corn Konservierungsprozeß. H. Wenninghof, Omaha, lenkbare Schlitten. A. J. Caddell, Rundbau Konstruktion. Obenanstehende Patente wurden durch die Patentanwälte Sturges & Sturges, 330 Bee Gebäude, Omaha, Nebr., eingereicht und erwirkt.

Kolumbusritter hissen Dienstflagge.

Gestern nachmittag wurde in dem Heim der Kolumbusritter feierlich die Dienstflagge mit 55 Sternen gehißt, die andeutet, daß 55 Mitglieder des hiesigen Vereines im Dienste der Ver. Staaten stehen. Leutnant Glidden von Fort Omaha übergab den Kolumbusrittern die Fahne als Geschenk der Geschäftsleute von Omaha. Großmeister W. C. Fraser nahm das Geschenk entgegen. W. F. Gurley hielt bei der Feierlichkeit die Hauptansprache und die Kadetten der Creighton Universität lieferten die Musik.

Legen Kranz an LaFayettes Grab nieder.

(True translation filed with the postmaster at Omaha, Neb., on Nov. 26, as required by the act of Oct. 6. 1917.)

Paris, 26. Nov.—Oberst Edward M. House, General Tasker H. Bliß, Admiral Benson und die anderen Mitglieder der amerikanischen Mission haben den Pariser Friedhof besucht und einen Blumenkranz auf dem Grabe von LaFayette niedergelegt. Der Kranz war mit der Inschrift versehen: „Von der amerikanischen Kriegsmission in dankbarer Erinnerung." Es wurden keine Reden gehalten.

Das Schlüsselbund.

Erzählung von Alfred Hedenstierna.

Frau Berglöf war eine von den Hausmüttern der guten alten Zeit, eine von denen, die es sich als Ehre anrechneten, wenn man es ihr bei dem Herumwirtschaften im Hause ansah, daß sie ihr Heim in Ordnung hielt.

Wenn sie sozusagen in voller Uniform war, gehörte zu ihrer Rüstung eine Küchenschürze, die ihre ganze runde, mollige Gestalt umschloß, das Kleid vollkommen schützte und an der ganzen linke Seite des Bundes mit einem Knopfloch für den Schlüsselbundhaken versehen war. Dieses Schlüsselbund selbst war die Hauptwaffe der Haushaltsrüstung und das Abzeichen von Frau Berglöfs hausfraulicher Würde.

Niemand hatte ehrlichere Mädchen als Frau Berglöf, niemand war hiervon mehr überzeugt als sie selbst, aber niemand verschloß alles sorgsamer und behütete sein Schlüsselbund besser als sie, und die vieljährigen treuen Dienerinnen hätten sich sehr darüber gewundert, wenn sie von diesen Gewohnheiten abgewichen wäre, fast ebensosehr, als wenn sie aufgehört hätte, sie zu duzen, auf die altmodische Art jener Tage, da der Titel Magd noch selbstverständig war und eine Ehrung sein konnte, anstatt wie heute als „Schimpfwort" betrachtet zu werden.

Frau Berglöf duzte ihre treuen Dienerinnen, obwohl die meisten von ihnen älter waren, als sie selbst, und sie behielt das auch bei, als die Zeiten sich geändert hatten, ihr reiches schwarzes Haar grau geworden, und das liebe, gute, runde Gesicht voller Furchen war. Da pflegte dann dem treuherzigen Du immer häufiger ein herzliches „liebes Kind" zu folgen.

Die Dienerinnen hätten am Wochentage ihre Frau ohne das Schlüsselbund fast für unangezogen gehalten, und dieses war eine der frühesten Erinnerungen der Kinder. An die Mutter gelehnt und gleichsam in kindlicher Liebkosung mit ihren vielen Schlüsseln spielend, hatten Söhne und Töchter Mama ihre kleinen und großen Kümmernisse anvertraut, von einem Fleck im Rock oder einem Riß in der Hose bis zu dem ersten Liebesgram der Töchter und den ökonomischen oder Examenssorgen der Söhne, wenn sie von der Universität nach Hause kamen und es ihnen vielleicht nicht gelungen war, mit Zeit und Geld ganz so gut hauszuhalten, wie Papa es verlangte.

Ordnung und Sauberkeit fand man hinter jeder Tür, zu der die Schlüssel des Bundes paßten, selten halbgetane Arbeit, und die Schätze der Speisekammer waren stets von gutem Geschmack. Nichts durfte ausgehen, nichts anderes angewandt werden als das Allerbeste.

In den heutigen Zeiten der Medikamentenvorräte, Konserven und ausgezeichneten Verbindungen kann man sich die Mengen und die Mannigfaltigkeit all der verschiedenen Sachen kaum noch vorstellen, die sich hinter den vielen Schlössern von Frau Berglöfs Schlüsselbund verbargen. Wenn dem Knecht des Nachbarhofs ein Holzklotz auf den Kopf fiel, wenn ein Kind von einer Schlange gebissen wurde, wenn eine arme Kätnerfamilie aller Lebensmittel entbehrte, wenn zwei Equipagen mit Fremden auf den Hof fuhren zu einer Zeit, da in den meisten anderen Vorratskammern Ebbe war — nie geriet Frau Berglöf in Verlegenheit. Ein gütiges Lächeln breitete sich über die freundlichen Züge, die Finger spielten einen Augenblick mit den vielen Schlüsseln, und dann hieß es: Komm!", ein oder mehrere Schlösser öffneten sich, und es war für alles Rat.

Die Töchter verließen das Elternhaus, bildeten ihr eigenes Heim und gerieten zuweilen in Verlegenheit. Dann kamen sie nach Hause, schlugen die Augen nieder, setzten sich dicht neben Mama und spielten mit ihrem Schlüsselbund. Wenn die Beichte abgelegt war, wurde die Wollkammer oder der Leinenvorratsschrank aufgeschlossen, ein paar Pakete zum nächsten Handelsplatz geschickt, und eine zufällige kleine ökonomische Sorge war beseitigt. Nur, wenn es sich um größere, dreizifferige Beträge handelte, pflegte man Papa zu bemühen.

Doch eines Herbstes wurde die nun recht alte Frau Berglöf ernstlich krank, mußte von ihren täglichen Runden abstehen, leitete jedoch andauernd die häusliche Arbeit von ihrem Bette aus, das Schlüsselbund neben sich, es ab und zu mit genauen Anweisungen für irgend eine Aufbewahrungsstelle ausliefernd, um es dann jedesmal mit einem matten, zufriedenen Lächeln zurückzuempfangen.

Der Unerbittliche, der stets schließlich unser aller Besieger ist, kam näher und näher, die Anweisungen vom Krankenbette aus wurden seltener, die Töchter kamen nach Hause, versuchten die Schlüssel, deren sie sich von der Jugend her erinnern wollten, und seufzten schmerzlich, als sie überall auf Beweise für die Arbeitskraft, den Ordnungssinn und die Fürsorge der Mutter stießen.

Nie vergaß Frau Gustafsson, die älteste Tochter, das allerletzte Mal, da die alte Mama das Schlüsselbund haben wollte. Mit den gelblich weißen Fingern suchte sie darin, bis sie der Tochter einen Schlüssel reichte und mit matter Stimme sagte:

„Wenn nun. . .geschieht, was. . . geschehen muß, sind viele Trauerkleider nötig, doch sieh nach, ob nicht noch verschiedenes da ist von der Zeit her, da Schwager Karl. . . gestorben war."

Die Tochter schluchzte, ging aber gehorsam fort und suchte in dem angewiesenen Schrank. Wenn Mama je einmal in früheren Tagen eine der Töchter mit ihrem Schlüsselbund fortgeschickt, hatte sie nie langes Säumen geduldet.

Dann erlosch ihre Lebensflamme. Bald die eine, bald die andere der Töchter, der Mägde und Kochfrauen, die für die Beerdigung zu schaffen hatten, nahm das Schlüsselbund und holte hervor, was nötig war. Aber wie nach einem schweigend pietätvollen Uebereinkommen wurde kein Schlüssel vom Ring genommen, und so oft einer davon benutzt worden war, wurde das Bund zurückgetragen und auf den Tisch im Nebenraum des Sterbezimmers gelegt.

Der alte Papa sollte zu der ältesten verheirateten Tochter ziehen, um durch die Zahlung seiner Pension der materiellen Lage seines Schwiegersohnes ein wenig aufzuhelfen. Des alten Berglöf Arbeitstag war vorüber, sein Blick trübe, seine Kräfte verbraucht; so war ja nichts dagegen einzuwenden, um so mehr, als die Gesellschaft, in der er Disponent war, eine ziemlich hohe Pension bewilligte.

Die Hausgeräte, die der Witwer und die Kinder nicht mitnehmen konnten oder wollten, wurden also verauktioniert. Als die ihnen seit vielen Jahren so wohlbekannten und liebgewordenen Dinge nach den verschiedensten Richtungen fortgetragen wurden, empfanden es die Angehörigen, als entrisse man einem von ihnen geliebten lebenden Wesen ein Glied nach dem andern.

Da trat hastig eine Dienerin ins Zimmer, in dem die Familie versammelt war und sagte eifrig:

„Der Amtmann will den Schlüssel zum Silberschrank im Saal haben, den er gekauft hat."

Der hing am „Schlüsselbund der Frau";; das war also der erste direkte Versuch, das dekorative Symbol von Mamas Würde zu zerreißen. Die Schlüssel zu den Vorratsräumen wurden ja erst gebraucht, wenn der Nachfolger kam, und die zu den Möbelstücken, die die Familie behielt, verteilten sie, wenn sie es selbst wollten. Aber der Amtmann war in seinem guten Recht.

Nun, es mußte ja doch einmal geschehen. Papa nahm das Schlüsselbund, führte es sehr nahe an die alten Augen und begann den Silberschrankschlüssel loszumachen.. Wie blank die Schlüssel alle waren! Wie verbogen der Haken, der am Schürzenband befestigt zu sein pflegte! Deutlich stand das liebte Bild der Mutter vor Mann und Kindern, klar standen viele lange Jahre treuer Wacht über Haus und Heim, treuer Arbeit und treuen Strebens vor ihrer aller innerem Blick. Die Stimmung ergriff auch die Dienerin, die verlegen murmelte:

„Nun ja, entschuldigen Sie, bitte! Der Amtmann wartet. . ." Aber da blitzte es in dem Gesicht des alten Berglöf auf wie von einer inneren Erleuchtung, und zwei große, klare Tränen fielen aus seinen Augen nieder auf die blanken Schlüssel, während er zur Dienerin sagte:

„Das braucht der Amtmann nicht." An dem Schlüsselbund der Frau war stets der Schlüssel zur Hand, den jemand haben wollte.

County-Ingenieur S. J. Humes

hat den County-Kommissären in Seattle, Wash., einen Brief geschickt, der bereits viel Staub aufgewirbelt hat und vielleicht noch allerlei Sensationen im Gefolge haben wird. Humes behauptet, daß mehrere der Landstraßen, die in den letzten Jahren gebaut wurden, durchaus minderwertig sind, sodaß ihre Instandhaltung sehr große Kosten verursacht. In dem Schreiben des Ingenieurs werden die einzelnen Landstraßen genau aufgeführt und die Fehler im Bau eingehend beschrieben. Humes behauptet auch, daß die Kontraktoren sich absolut nicht an die Bestimmungen der Kontrakte gehalten, sondern minderwertiges Material geliefert und das County in anderer Weise übervorteilt haben. Zum Schluß empfiehlt der Ingenieur, daß der Staatsanwalt die Angelegenheit untersuche. Die Countykommissäre haben den Brief sofort an Staatsanwalt Lundin weiter gegeben, und dieser hat seinen Assistenten E. E. Ewing mit der Untersuchung beauftragt.

Wunderliche Küche.

Ueber die Leibgerichte verschiedener Völker und Rassen.

Hunger ist der beste Koch, sagt das Sprichwort, und daß es durchaus wahr ist, beweist uns ein Blick auf die Speisekarte der Menschheit. Vom nagenden Hunger getrieben, hat der Mensch sich alles zur Nahrung gemacht, vom Fleisch der eigenen Brüder bis zur Heuschrecke und Käferlarve, vom Schwein bis zur Weinbergsschnecke und Auster, von dem Götternektar der Schokolade bis zum Seehundstran, vom „Baum"kuchen bis zur echten Baumrinde, von der „Sand"torte bis zur Tonerde. Er hat zunächst nur aus Hunger gegessen, aber dann gar manches als Leckerbissen schätzen und begehren gelernt. Die doch gewiß verwöhnten Pariser aßen während der Belagerung wahrhaft chinesische Speisen: Ratten in Madeira und mit Oliven geschmort, Mäuse gebraten mit Polenta, Hundefilet mit Cornichons usw.

Es sind schon Bücher über die barbarischen Leckerbissen der Chinesen geschrieben worden; in ungezählten geistreichen Feuilletons hat man ihre Haifischflossen, Regenwürmer, Holothurien mit der beißenden Sauce des Spottes begossen. Freilich hat es auch nie an Stimmen gefehlt, die derartige chinesische Delikatessen hochschätzten und priesen. So behauptet ein deutscher Korrespondent, die Fische seien gar nicht faul, sondern durch längeres Liegen in einer Kalkschicht künstlich gelatiniert. Sie sehen dunkel graugrün aus, sind fast weich wie harte Butter und schmecken wie Hummern oder Langusten. Von den Haifischflossen heißt es: „Sie zerfließen auf der Zunge und schmecken wie ein diskretes Aspik". Fast alle chinesischen Fleischspeisen sind Ragouts, und wie der Ton die Musik macht, so macht hier die Zubereitungsweise den Geschmack. Die Chinesen würzen ihre Gerichte außerordentlich stark.

In Marokko bilden Heuschrecken eines der beliebtesten Gerichte.

Die Europäer in Nordafrika bereiten die Heuschrecken folgendermaßen zu. Die Flügel und Beine werden entfernt, die Leiber getrocknet und dann zu Mehl zerschrotet. Aus diesem Mehl kocht man teils Suppen, teils backt man daraus eine Pastete, indem etwas Mehl, Zucker, Rum und Burgunder zugemischt werden.

Grillen, namentlich die von Krossus, die man vor dem „Schlachten" mit Mehl förmlich mästete, verspeisten auch Griechen und Römer mit Wohlbehagen. Auf den westindischen Inseln kennt man verschiedene Arten der Zubereitung von Grillen: roh, geröstet, mit Zitronensaft, in Weingeschmack und naturell gekocht. Aus den angeflügelten, dicken Weibchen der Termiten wird auf Java ein Brei bereitet, der wie süße Mandeln schmecken soll. Wir pflegen Ameisenessig allenfalls gelegentlich äußerlich anzuwenden; in Schweden genießt man ihn aber als Beize in billigen Spirituosen. Aus den sogenannten Honigtopfameisen braut der Mexikaner eine Art von Met, der eines der beliebtesten Volksgetränke ist. Schmetterlinge werden mit wahrer Leidenschaft von den Eingeborenen Australiens verzehrt und, zu Brot gebacken, von den australischen Farmern als nahrhaftes und wirksames Heilmittel gegen Verdauungsbeschwerden gepriesen. In der Reihe der eßbaren Insekten darf auch der Maikäfer nicht fehlen. Ja, die Maikäfersuppe ist als ein beachtenswertes Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten von dem Entomologenkongreß zu Paris im Jahre 1887 angelegentlichst empfohlen worden, und in Südfrankreich gilt solche „Soupe de hanneton" seit langem als ausgezeichnete Leckerei. Daß man, wenn man Insekten verspeist, auch deren Larven essen wird, ist erklärlich. Fette Käferlarven sind beispielsweise die Hauptdelikatesse der Guanaindianer.

Daß übrigens auch Naturvölker gelegentlich dem „haut gout" Geschmack abzugewinnen wissen, beweist das Beispiel einer Anzahl sibirischer Völkerschaften, die ihre Fische erst ein paar Wochen in der Erde verwesen lassen, bevor sie sie roh verspeisen.

Noch der wunderlichsten Speise auf der seltsamen Speisekarte der Menschheit sei hier in Kürze gedacht: der Erde. Die Erdesser sind, kann man wohl behaupten, über die ganze Erde verbreitet. Die Aerzte des klassischen Altertums verwendeten die Erde namentlich bei mancherlei Frauenkrankheiten. Besonders geschätzt war die Erde aus Lennos, die mit Ziegenblut gemischt wurde. Noch heute essen Griechinnen und Türkinnen vielfach Erde, und aus Spanien wird eine der daselbst genossenen Tonarten, der sogenannte Almagro, nach Griechenland ausgeführt. Die Bauern von Ochrida in Mazedonien backen aus weißer Erde ein Brot. Auf Sardinien vermischt man Eichelbrei mit geschlemmter feiner Tonerde und backt daraus flache Kuchen, die man mit Fett bestreicht, um sie schmackhafter zu machen. In Persien genießt man roh und geröstet eine Erde, die mit Gewürzen und Wohlgerüchen gemischt wird. Auf der Halbinsel Kola, im nördlichsten Rußland, setzt man dem Mehl zum Brotbacken geschlemmter Kaliglimmer bei.